

ANDREA VALENZUELA

DAS DORF DES SELTSAMEN PFERDES
UND ANDERE FAMILIENGEHEIMNISSE



IMPRESSUM

Titel: Das Dorf des seltsamen Pferdes und andere Familiengeheimnisse

Text: Andrea Valenzuela

Lektorat: Maja-Katharina Schulz und Nora Frisch

Redaktion: Nora Frisch

Covergestaltung: Hermann Kienesberger

Layout und Satz: Datagrafix GSP GmbH, Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Drachenhaut Verlag

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des

Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,

Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt in Tschechien auf FSC-Papier.



ISBN: 978-3-943314-04-5



Lieferbares Programm und weitere Informationen:

www.drachenhaut-verlag.com

www.facebook.com/drachenhaut

www.instagram.com/drachenhautverlag

INHALT

Tucson, Arizona	7
Tung Chow, China, Januar 1900.....	14
T'ang Wang Fu, der Palast der Familie T'ang, Januar 1900	20
Das Neujahrsfest, Februar 1900	34
San Carlos, Arizona	44
Die Missionsstation, März 1900.....	47
Boxergefahr, März 1900	56
Oracle, Arizona	66
Phoenix, Anwaltsbüro	72
Die Halle der Gelehrsamkeit, Ende März 1900	76
Die katholische Missionsstation, April 1900	87
Der Tempel des seltsamen Pferdes, Ch'ing-Ming Fest 1900	100
Oracle, Arizona	113
Die Hochzeit, April 1900	116
Unruhe, Mai 1900.....	125
Das Geisterzimmer, Mai 1900	146
Los Angeles.....	165
Das Tor am Bergpass, Juni 1900.....	169
Gefangen, Juni 1900	182
Geiseln, Juli 1900	196
Ohio.....	218
Die Entscheidung, August 1900	221
Guaymas	241
Pei Ta Chiao, Ende August 1900.....	244

Guaymas	248
Tientsin, September 1900.....	250
Der Pferdeschuppen	256
Los Angeles.....	260
MS Panama, Ende September 1900	262
China, letzten Sommer	267
Epilog	273

TUCSON, ARIZONA

Es gibt Momente im Leben, in denen sich Gewissheiten in Luft auflösen. Mit einem Mal scheint nichts mehr so zu sein, wie man immer geglaubt hat. Man wird völlig unerwartet mit Rätseln und Geheimnissen konfrontiert und kann vor lauter Fragezeichen im Kopf nicht mehr schlafen.

Haben Sie sich schon mal mit der Geschichte Ihrer eigenen Familie beschäftigt? Dann wissen Sie bestimmt, wovon ich rede. Sobald man in der Familiengeschichte herumforscht, stößt man auf Dinge, die man nie erwartet hätte.

So einen Moment, eigentlich gleich mehrere davon, habe ich erlebt. Seitdem stehe ich manchmal vor dem Spiegel und betrachte mein eigenes Gesicht. Ich suche nach den Spuren der Vergangenheit, nach dem Mund meines Vaters, der Augenfarbe meiner Mutter, dem Kinn meiner Urgroßeltern.

Sie sind zwar vor langer Zeit gestorben und ich habe sie nicht gekannt, aber sie sind nicht weg, nicht vergangen, sie sind noch hier. Wenn ich ganz genau hinsehe, finde ich sie in meinem eigenen Gesicht und in den Gesichtern meiner Kinder.

Aber jetzt muss ich mich Ihnen erstmal vorstellen: Ich heiße Gloria Rouven und lebe in Tucson, Arizona, in etwa siebzig Kilometern Entfernung zur mexikanischen Grenze. Es ist eine internationale Grenze, eine klare Grenze. Immer wieder gerät diese Grenze in die Schlagzeilen der Tagespolitik. Die einen fürchten ihre Durchlässigkeit, die anderen beklagen ihre Erbarmungslosigkeit. Jedes Jahr sterben unzählige Menschen bei dem Versuch, sie zu überwinden, vor Hitze und Durst. Hier befindet sich Amerika, dort Mexiko, so klar und einfach wäre es vielen Menschen am liebsten. Die Wirklichkeit war aber nie so simpel.

Es fängt schon damit an, dass hier heute amerikanische Mexikaner und mexikanische Mexikaner leben. Hier leben Mexikaner, die zugeben, dass sie Indianer sind und Mexikaner, die es nicht zugeben.

Natürlich gibt es auch Indianer, die Stämme der Yaqui, Tohono O'odham, Apachen und Pima haben hier ihr Land. Meine Tochter Joni würde mich jetzt schelten, denn man sagt heute lieber Native Americans oder

Indigene. Es ist ihr sehr wichtig, über die Sprache koloniale Haltungen zu überwinden, sie studiert noch und möchte gerne Lehrerin werden.

Und dann leben hier auch noch die Nachfahren der irischen Kupferminenarbeiter, der deutschen Mennoniten, der amerikanischen Rinderzüchter und Revolverhelden, nur um Ihnen einen kleinen Eindruck von unserer Region zu geben. Und dann natürlich auch die Nachfahren chinesischer Einwanderer, der Sprengmeister, Minenarbeiter, Gleisbauer und Kaufleute.

Es ist eine Region voller Geschichten, Legenden und historisch nicht völlig geklärter Ereignisse.

Ich arbeite für das Tourismusbüro „*Southern Arizona und Sonora*“ und glaubte eigentlich, viele dieser Geschichten zu kennen. Was ich nicht wusste, war, dass die Geschichte meiner Familie ganz anders war, als ich geglaubt hatte. Wie sehr diese Geschichte immer schon mit Grenzen zu tun hatte, mit kulturellen, religiösen und politischen Grenzen, wurde mir erst klar, als ich mich aus gegebenem Anlass mit dem Leben meiner Urgroßeltern beschäftigen musste. Die Liebe scheint süßer zu sein, wenn sie über Grenzen gehen muss – das ist vielleicht die schönste Erkenntnis, die ich auf meiner Reise in die Vergangenheit gewinnen durfte, die in dem Augenblick begann, in dem ein folgenschwerer Brief eintraf.

Vor diesem Moment hatte ich geglaubt zu wissen, wer ich war. Meine Familie stammt ursprünglich aus der Hafenstadt Guaymas in Mexiko. Es hieß immer, dass mein Urgroßvater mit der Familie in den 1920er Jahren nach Arizona eingewandert sei, legal, wie immer betont wurde.

Wir sind also Latinos, Hispanics, Chicanos, oder wie auch immer man uns in meiner Kindheit und Jugend genannt hat. Meine Tochter benutzt seit neuestem die Bezeichnung Latinx, weil sie genderneutral ist, und das ist den jungen Leuten heute wichtig. Allerdings quält sie sich damit, ob sie sich überhaupt so nennen darf, denn ihr Vater war irischer Abstammung. Deshalb sind ihre Haare eher rötlich und ihre Haut hell. Außer ihr sehen wir alle typisch mexikanisch aus, besonders meine Eltern.

Sobald man uns in die Sonne stellt, wird unsere Haut sehr braun. Unsere Haare sind dunkel, die Augen braun und leicht mandelförmig, so wie bei vielen Menschen in unserer Region.

Nur meine Mutter Carla hat einen etwas helleren Teint, sie ist stolz darauf, dass ihre Urgroßeltern väterlicherseits seinerzeit aus Spanien einwanderten, dieser Stolz lässt Joni wiederum mit den Augen rollen.

Wir, die Rouvens, sind amerikanische Mexikaner, wir sprechen zu Hause Englisch, obwohl meine Eltern beide noch Spanisch sprechen, mit den Großeltern habe auch ich als Kind immer nur Spanisch gesprochen.

An dem Tag, an dem der Postbote mir ein Einschreiben von einer Anwaltskanzlei zustellte, war mir mulmig zumute, als ich unterschrieb. Welches meiner Kinder hatte sich wohl in Schwierigkeiten gebracht? Um welche unbezahlte Rechnung ging es? Ich kam finanziell gerade so über die Runden, und mein Sohn verhielt sich nicht immer gesetzeskonform.

Als Absender war die Anwaltskanzlei Kwok und Shultz angegeben, Nachlassverwaltung mit Sitz in Phoenix. Selbst heute, wo ich weiß, worum es ging, verstehe ich die verzwirbelten, juristischen Formulierungen des Briefes immer noch nicht ganz. Was ich verstand, war, dass es um den Nachlass einer Dame namens Sue Manmei ging, die schon vor Jahrzehnten verstorben war und an deren Kunstschätzen die chinesische Regierung großes Interesse hatte, weswegen sie sich mit mir ins Einvernehmen setzen wollte. Da es zur Zeit so schien als käme ich als rechtmäßige Erbin in Frage, wie man erst jetzt, nach langen Recherchen in Erfahrung gebracht habe, habe man mir geschrieben, so hieß es.

Sie können sich sicher vorstellen, wie schwindelig mir war. Ich hatte den Namen Sue Manmei noch nie gehört, ich kannte niemanden, der so hieß.

Das Erste, woran ich dachte, war: „Papa!“ Hatte mein Vater etwa eine Geliebte gehabt und ein uneheliches Kind mit ihr gezeugt? Oder hatte es eine heimliche zweite Ehefrau gegeben? So etwas sollte ja vorkommen.

Aber mein Vater war Zeit seines Lebens im Baugeschäft tätig gewesen, immer hier in unserer Region, und unter Mutters straffer Führung wären Eskapaden solcher Art vermutlich sehr schnell aufgefliegen.

Natürlich rief ich ihn trotzdem an. Nein, versicherte er mir, er kenne diese Frau nicht, in der Verwandtschaft gebe es niemanden, der so hieß.

„Was ist das überhaupt für ein komischer Name, Manmei?“ fragte er.

„Geh da bloß nicht hin.“ warnte mich meine Tochter, „Das ist bestimmt wieder irgendeine Betrugsmasche.“

Mein Sohn Louis wendete die Steaks auf dem Grill. „Die chinesische Regierung! Das ist doch supersuspekt!“ Ausnahmsweise waren sich meine beiden Kinder einig. Sonst gab es fast immer endlose Diskussionen über

beinahe jedes politische oder gesellschaftliche Thema, deswegen hatte ich mir extra für diesen Grillabend Streitabstinenz erbeten.

„Die Chi-Coms versuchen gerade unser Amerika zu unterwandern.“

„Die Chi-Coms produzieren dein Handy, deine Jeans und die Grillzange, du Idiot...“ Joni legte sofort los. „...deine anti-asiatische, rassistische Scheiße kannst du mit deinen Rodeo-Clowns diskutieren. Nur weil der Anwalt einen chinesischen Namen hat...“

„Moment mal, wer hat denn gerade gesagt, dass es bestimmt eine Betrugsmasche ist?“

„Ich werde auf jeden Fall hingehen“, sagte ich in einem Ton, der beiden Kindern klarmachte, dass ich immer noch fähig war, eigene Entscheidungen zu treffen.

Zwei Wochen später saß ich am Konferenztisch des Nachlassverwalters, Mr. Kwok Jr., in dessen Büro in Phoenix.

„Vor zwei Jahren haben sie ihren Mädchennamen wieder angenommen, nicht wahr?“ eröffnete Mr. Kwok, ein sympathischer Herr asiatischer Abstammung, das Gespräch.

„Richtig, meine Scheidung liegt zwar schon zehn Jahre zurück, aber ich wollte gerne endlich wieder Rouven zu heißen, nicht mehr Miller.“

„Für uns ein sehr glücklicher Umstand, denn dadurch sind Sie aktenkundig geworden und wir sind auf Ihre Familie gestoßen. Wie Sie dem Schreiben entnehmen konnten, geht es um ein nicht unbeträchtliches Erbe.“ Ich war gespannt.

„Außer dem Vermögen geht es vor allem um wertvolle Kunstschätze, die jetzt schon seit mehreren Jahrzehnten eingelagert sind und die die chinesische Regierung gerne zurückkaufen würde...“

Er schob mir großformatige Fotos über den Tisch und was ich darauf sah, verschlug mir den Atem und die Sprache. Da war Porzellan zu sehen und Möbel, Schnitzereien, Tuschezeichnungen, chinesische Kleidung und andere märchenhaft anmutende chinesische Dinge.

„Das alles befand sich im Besitz von Madam Sue. Sie hat in ihrem Testament die Kinder ihres Mannes als Erben eingesetzt. Nach diesen Erben, beziehungsweise deren Nachkommen, suchen wir jetzt schon lange.“

„Und das bin ich?“

„Damit Sie das Erbe antreten können, müssten wir zweifelsfrei eruieren, ob Sie und Ihre Familie tatsächlich die rechtmäßigen Erben von Madam Sue Manmei sind.“

Ich konnte ihn nur stumm und fragend anschauen.

„Uns liegt dieser Brief vor.“ Absender des Briefes war ein gewisser Giovanni Di Stefano, China Town, San Carlos Apache Reservation, Arizona.

Sehr geehrte Madam Sue,

leider muss ich Ihnen heute mitteilen, dass unser Vater vor einigen Wochen verstorben ist. Deswegen hat er Ihren Brief nicht mehr beantworten können.

Vielleicht haben Sie schon erfahren, dass auch unsere Mutter vor einem halben Jahr nach kurzer, schwerer Krankheit von uns gegangen ist.

Anbei die Adresse meines Bruders Pablo Rouven.

Mit Ehrerbietung,

Giovanni Di Stefano, 15. Januar 1950

Der Name Pablo Rouven war unterstrichen und daneben stand die handschriftliche Anmerkung „*Erbe?*“ Die Todesanzeige aus der Zeitung war ausgeschnitten und beigelegt, als Hinterbliebene wurden genannt:

Pablo Rouven und Ehefrau Maria....

Weiter brauchte ich nicht zu lesen, das waren meine Großeltern!

„Mein Großvater Pablo ist 1976 in Tucson gestorben, den vollen Namen seines Vaters, meines Urgroßvaters, kenne ich allerdings auch nicht.“

„Und wo ist er geboren?“ fragte Mr. Kwok.

„In Guaymas, Mexiko, soweit ich weiß.“

Er zog vor Überraschung die Augenbrauen hoch.

„In Guaymas? Wir haben auch noch dieses Dokument. Schauen Sie mal.“

Er zeigte mir eine eidesstattliche Erklärung für die Einwanderungsbehörde, die auf den 12. Juni, 1930 datiert war. Da stand:

Antragstellerin:

Familiennamen: Sue

Vorname: Manmei

Geboren am 15.10.1883 in Tientsin, China

Ehemann:

Familiennamen: Rouven

Vorname: T.

Geboren am 10.11.1880 in Kuai Ma Ssi, China

Verstorben am 1.1.1950 in Arizona

„Wissen Sie, der Ortsname *Kuai Ma Ssi* wird in der heutigen Transkription chinesischer Schriftzeichen so geschrieben: *GUAI MA SI*

Und man spricht ihn genauso aus wie den Ortsnamen Guaymas in Mexiko“, erklärte Mr. Kwok mir mit einem Anflug von Aufregung.

Ich verließ das Büro mit einem Paket von Dokumenten, die ich bearbeiten sollte, und einem Kopf voller Fragen. Chinatown bei den Apachen? Ein Italiener als Bruder meines Großvaters? Noch dazu mit einem anderen Familiennamen? Zwei Orte mit demselben Namen? Einer in Mexiko, einer in China? Und dann auch noch diese Namensverwirrung. Man hatte mir erklärt, dass bei chinesischen Namen der Familienname zuerst genannt wurde, dann erst käme der Vorname. Die Dame hatte also mit Familiennamen *Sue* geheißen, was auch wie *Su* geschrieben werden kann, und ihr Vorname war *Manmei* gewesen.

Es war jetzt an mir, in weiteren Schritten eindeutig zu klären, in welcher Beziehung T. Rouven zu der Dame und zu mir stand. Natürlich würde man mich bei der Familienforschung nach Kräften unterstützen, hatte mir Mr. Kwok zugesichert.

Konnte es sein, dass mein Urgroßvater mit Su Manmei Kinder gehabt hatte? War meine Urgroßmutter am Ende vielleicht gar nicht meine Urgroßmutter? Dann waren meine Urgroßeltern gar nicht miteinander verheiratet? Und natürlich die wichtigste Frage: Stand uns das Erbe wirklich zu? Und waren wir dann reich?

Vielleicht geht es Ihnen ja auch so: Die Familie ist so selbstverständlich, dass man es meist versäumt, beizeiten die richtigen Fragen zu stellen. Und dann wird es schwierig.

Ich will ein wenig vorgreifen. In den Kisten, den vergessenen Ecken unseres alten Hauses, den verstaubten Archiven in Mexiko, Arizona und Ohio, in die ich wie ein Tiefseetaucher hinabstieß, fand ich Schätze, die mich in ganz anderer Hinsicht reich machten, Dokumente, Fotos und Briefe, und ein Buch mit Aufzeichnungen.

Vor mir entfaltete sich das unglaubliche Leben meiner Urgroßeltern und ihr Traum vom Glück, an dem sie über alle Schwierigkeiten hinweg wohl immer festgehalten haben.

Wenn man von Tucson aus mit dem Auto Richtung Nordwesten fährt, erreicht man irgendwann die Einfahrt zur Reservation der San Carlos Apache. Dort leben die Nachfahren von Geronimo und Cochise, ein paar verstreute „Anglo“-Ladenbesitzer und ein Dutzend Mexikaner, jedenfalls hat man diesen Eindruck. Bei der Einfahrt kündigt ein Schild neben der Straße „China Town“ an.

Dieses Schild und dieser Ort wurden zum Ausgangspunkt meiner Reise in die Vergangenheit.

TUNG CHOW, CHINA, JANUAR 1900

(nach den Aufzeichnungen von Holly Harper)

Wie ein Rechen fuhren Hollys flinke Finger durch das dichte Chinesenhaar. Schnell und exakt teilte sie die Haarsträhnen in drei gleiche Bündel und begann sie übereinanderzuschlagen. Sie hatte viel Erfahrung im Zopf flechten. Und obwohl sich das Haar der kleinen Chinesenmädchen stark wie Pferdehaar anfühlte, glänzte es wie schwarze Seide, wenn Holly es kämmte und flocht.

Niedlich sollten ihre Waisenmädchen aussehen, am liebsten hätte sie sie aufgeputzt wie kleine Puppen, mit Kleidchen und Schleifchen, aber dafür war kein Geld da. Deshalb bastelte Holly aus Papier und Stoffresten kleine Schleifen und Applikationen, die sie an die Haarspangen klebte oder an die Stoffschühchen, trotz der missbilligenden Blicke der anderen Damen der Missionsstation.

Und alles ohne Läuse. Darauf war Holly besonders stolz. Aber heute war die Stimmung gedrückt. Hollys Freundin Clara stand mit besorgter Miene und hängenden Schultern neben ihr.

„Braucht Gott denn wirklich fünfzig neue chinesische Seelen?“, fragte sie.

Holly zog den Zopf in Form. „Wieso fünfzig?“, nuschte sie durch die Zopfspange zwischen ihren Zähnen.

„So viele wirst du nicht bekehren, hier nicht, in Shandong nicht, und erst recht nicht da, wo du hinwillst.“

„Autsch“, beschwerte sich die kleine Yao Yao, Holly hatte den Zopf ein wenig zu fest gezurrt. Sie mochte Claras Kritik nicht wirklich hören. Aber Clara sprach weiter.

„Und warum müssen sie unbedingt von dir bekehrt werden? Wäre es so schlimm, wenn du dich weiter um die Seelen kümmerst, die wir schon haben?“

„Du weißt, es ist nicht allein meine Entscheidung.“ Holly strich liebevoll über Yao Yaos Marzipanbäckchen und entließ das Kind mit einem kleinen Klaps auf die Wange.

„Ich sehe den Ort schon vor mir, Holly, noch kleiner, noch schmutziger und noch elender als Tung Chow.“

„Mein Vater sagt, es sei ein hübscher Ort mit angenehmem Klima. Er hat den Palast einer sehr reichen adeligen Mandschufamilie anmieten können. Lao Nie behauptet, die Familie sei mit der Kaiserin verwandt. Und Edward...“

„Edward ist ein Karrierist“, unterbrach Clara sie. „Und er macht dir schöne Augen, weil dein Vater bald seine eigene Missionsstation hat...“ Holly musste tief durchatmen.

„Du willst mich nur nicht gehen lassen, das lässt dich ungerecht werden. Ich bin ja auch traurig und ich werde dich schrecklich vermissen, aber als Missionarin kann man nicht nur an sich selbst denken.“ Sie stand auf.

„Außerdem ist es gefährlich, Holly. Du hast doch gehört, was die Leute sagen. In einigen Gegenden gibt es Aufruhr, es gibt diese Boxer¹, die sind gegen uns.“

„Das ist doch nichts Neues. Das war schon so, als meine Eltern zum ersten Mal hier waren. Mein Vater hat oft davon erzählt.“

„Ja, aber diesmal ist es ernst, ich habe gehört, dass...“

„Das sind Schauernmärchen. Ich habe keine Angst. Wenn man Chinesen mit Respekt behandelt und nicht abfällig über sie redet, merken sie schnell, dass man gekommen ist, um ihnen zu helfen.“

In diesem Moment ertönte die Schulglocke. Holly raffte ihren Rock zusammen und eilte quer über den Hof zum Schulhaus, wo die chinesischen Christenkinder auf ihren Englischunterricht warteten.

Am Nachmittag des gleichen Tages machte sich Holly Harper auf den Weg zum Hauptgebäude der Tung Chower Missionsstation, um sich ihr Zertifikat abzuholen. Sie hatte die Prüfung bestanden und war nun ausgebildete Englischlehrerin im Missionsdienst. Ab jetzt würde sie besser bezahlt werden und diesen Kiesweg zwischen den traurigen grauen Baracken bald nicht mehr entlanggehen müssen. Sie wusste, was Clara meinte. Im Vergleich zum Leben der Ausländer in Peking war das Leben hier in Tung Chow alles andere als luxuriös. Aber es gab immerhin noch ein paar

¹ Die sogenannten „Boxer“ waren Mitglieder des Geheimbundes Yihequan, den „Fäusten für Gerechtigkeit und Einigkeit“. Sie bekämpften die christliche Missionierung und die Industrialisierung Chinas durch Fremde. Die für die Regierungsgeschäfte verantwortliche Kaiserinwitwe Cixi (1835-1908) unterstützte die Bewegung in ihrem Vorgehen gegen die ausländischen Mächte.

Annehmlichkeiten, wie Gebäude im westlichen Stil, Küchen mit westlichen Herden und Backöfen und eine Krankenstation. In Kuai Ma Ts'un wartete das pure chinesische Leben auf sie, die Armut der Menschen, Neugierde, mitunter Ablehnung, hunderte von Bauern, die noch nie einen Ausländer gesehen hatten und die sie anstarren und ihr auf der Straße folgen würden, besonders wegen ihrer roten Haare. Und doch war Holly voller Erwartung. Es war der große Schritt ins Erwachsenenleben, in die eigene Verantwortung, in das, woran sie glaubte. Sie würde ihren zwanzigsten Geburtstag in ein paar Monaten als Missionarin und Leiterin einer Waisenschule feiern. Auch wenn der Leiter der neuen Missionarstation ihr Vater war. Holly hatte es nicht immer einfach mit ihren Eltern, aber trotzdem war es richtig gewesen, ihnen nach China zu folgen. Zu Hause in Ohio hätte sie als junge Frau solche Möglichkeiten nicht gehabt. Und dann war da ja noch Edward. Schade, dass er noch in Peking war.

Paul Harper war ein großer Mann mit hellem Haupthaar und Vollbart, ein erfahrener Missionar mit klaren Prinzipien. Er hatte lange darauf gewartet, eine eigene Missionsstation zu bekommen, und nun war es soweit, die letzte Besprechung vor der Abreise. Zum letzten Mal für unbestimmte Zeit saß die Familie Harper mit den anderen Missionaren am fein gedeckten Tisch bei Kaffee und Keksen, das Tischtuch gestärkt und gemangelt, die Sammel-tassen mit Goldrand.

Der Leiter der Tong Chower Missionsstation, Mr. Jones, stopfte sich bedächtig die Pfeife.

„Im Norden wird es ruhig bleiben, der Süden war schon immer rebellischer“, sagte er langsam.

„Die Regierung wird es nicht wagen, es sich mit uns Westlern zu verscherzen.“

Und sollte wirklich etwas vorkommen, ist die neue Eisenbahnstation nicht weit weg“, fuhr er fort.

„In ein paar Monaten werden dort auch britische Soldaten stationiert werden“, ergänzte ein anderer Herr. „Die kriegen jede Lage ganz schnell in den Griff.“

„Wir machen uns wirklich keine Sorgen, Lao Nie verfügt über ausgezeichnete Beziehungen“, sagte Paul Harper mit sichtlichem Stolz.

„Ganz offensichtlich... ein ganzes Palastgebäude mit Dienerschaft für den Preis, unglaublich! Das hätte ich Lao Nie nicht zugetraut, ich habe ihn immer für einen Aufschneider gehalten“, sagte der Stationsleiter anerkennend.

„Er neigt sicher zu Übertreibungen, aber er ist uns treu ergeben, ich habe mich immer auf ihn verlassen können“, sagte Paul Harper.

Mr. Jones fuhr fort: „Auf jeden Fall schickt ihr sofort nach eurer Ankunft einen Boten, damit wir beruhigt sind.“

„Natürlich, wir werden sicher auch noch Einiges brauchen.“ Hollys Mutter schaltete sich in die Unterhaltung ein.

Einer der Männer nickte: „Wir schicken Boten mit Nachschub im Vier-Wochen-Takt. Aber erstmal kommt Edward Slate, er wird euch die Post mitbringen.“

„Vielleicht auch Kaffee und Trockenmilch?“ Mrs. Harper versuchte gelassen zu klingen, aber ihr Lächeln war so steif wie ihre frisch gestärkte weiße Bluse, und die steile Sorgenfalte auf der Stirn verriet ihre Nervosität.

Ihr Mann reagierte sofort: „Es ist alles gut vorbereitet, jeder tut was er kann, wir sind ja schließlich nicht die ersten oder die einzigen, die draußen im Feld eine neue Station aufbauen.“

„Außerdem gibt es nicht weit von eurem Dorf eine katholische Gemeinde“, sagte einer der anderen Missionare.

„Ich weiß nicht, wem ich weniger vertraue, abergläubischen Chinesen oder katholischen Pfaffen“, sagte Paul Harper lachend und die Männer stimmten ein.

Holly hatte die ganze Zeit nichts gesagt, es wäre auch nicht passend gewesen, denn nicht nur Kinder, sondern auch junge Damen sollte man zwar sehen, aber möglichst nicht hören. Holly versuchte stets, dem Bild einer anmutigen jungen Missionarin zu entsprechen, aber nicht immer gelang es ihr. Sie kannte ihre Fehler, sie war manchmal vorlaut, zu neugierig und zu selbstsicher. Sie betete oft zu Gott um Demut, aber Gott hatte ihr die Fähigkeit geschenkt, die chinesische Sprache schneller und besser zu erlernen als all die anderen Amerikaner in Tung Chow, dadurch verstand sie Vieles von dem, was anderen verborgen blieb, was manchmal ein Segen, aber oft auch ein Fluch war.

Holly nahm einen Schluck Kaffee mit echter Milch. Das würde es jetzt sicher eine Weile nicht mehr geben. Außer in Peking gab es nur hier in Tung Chow zwei Milchkühe. Wahrscheinlich die einzigen Milchkühe in ganz Nordchina. Sie genoss den Geschmack ganz bewusst.

Plötzlich betrat Lao Nie den Raum, in den Händen hielt er einen gesteppten, mit Baumwolle gefütterten chinesischen Mantel. „Anprobieren, passt oder nicht passt.“

Wie viele Chinesen ließ er beim Englischsprechen das Verb unflektiert oder einfach ganz weg, dem chinesischen Satzbau folgend.

Er stellte sich neben Hollys Vater und hielt ihm den Mantel entgegen. Holly beobachtete, wie Mr. Jones das Gesicht verzog. „Lao Nie, du weißt doch, dass wir ganz bewusst auf chinesische Kleidung verzichten wollen, wir sind doch keine Katholiken.“

„Ich weiß, ich weiß, nur vorsichtig und Wetter kalt, Wagen unbequem.“

„Wir gehen sowieso nicht als Chinesen durch, Lao Nie, egal wie sehr wir uns verkleiden“, sagte Paul Harper lachend. „Außerdem hat uns der Magistrat versichert, dass uns auf dem gesamten Weg keinerlei Gefahr droht. Es gibt weder Banditen, noch Rebellen, noch Tiger.“ Jetzt lachten alle.

„Nein, keine Gefahr, nur vorsichtig.“ Lao Nie hielt ihm den Mantel immer noch hin. Immer wieder hatte Holly versucht, an dem alten Chinesen etwas Nettes und Liebenswertes zu finden, vor allem, weil ihr Vater solch große Stücke auf ihn hielt, aber es fiel ihr schwer, sie fand ihn intrigant und aufdringlich. Jetzt aber musste sie ihn doch verteidigen: „Es ist sicher gut, die wattierten Mäntel dabeizuhaben, Vater, es wird ganz bestimmt sehr kalt.“

Ein etwas jüngerer Missionar kam ihr zu Hilfe: „Es ist doch nichts dabei...“

„Es ist eine Frage des Prinzips“, unterbrach ihn der Stationsleiter Mr. Jones, „Missionieren, nicht Fraternisieren ist unsere Aufgabe, wir bringen Zivilisation, und das können wir nicht, indem wir uns dem äußeren Erscheinungsbild anpassen. Diese jungen Missionare verstehen das nicht, sie denken zu frei und sind noch nicht lange genug hier.“ Hollys Vater und auch ihre Mutter nickten zustimmend.

Wortlos faltete Lao Nie den Mantel wieder zusammen. Jetzt tat er Holly leid. Außerdem war sie sicher, dass ihr Vater den Mantel noch brauchen würde. Ihr Vater schief als leitender Missionar schließlich immer in einem

geheizten Raum, er hatte wahrscheinlich vergessen, wie kalt es außerhalb dieses Raumes nachts werden konnte. Sie jedenfalls hätte sehr gern so einen Mantel dabeigehabt.

Sie stand auf und half Lao Nie den Mantel zu falten, dabei raunte sie ihm zu „*Yibour zai shuo* – wir reden später noch mal drüber.“ Lao Nie nickte.

Es war sicher klug, sich mit ihm gut zu stellen, sie würden künftig alle mehr auf ihn angewiesen sein als je zuvor.